

Der *Unfertige*



Die **Christian-Thielemann-Box** der Deutschen Grammophon bringt in Erinnerung, wie ungemein vielversprechend die Karriere des Dirigenten einst begann.

Von Clemens Haustein

Er war der Mann der Zukunft damals, Mitte der 1990er-Jahre. Christian Thielemann war Mitte dreißig, auf dem Sprung zu seinem ersten großen Posten als Generalmusikdirektor der Deutschen Oper Berlin, und die Deutsche Grammophon nahm ihn unter Vertrag als Hoffnung all jener, die, fünf Jahre nach Karajans Tod, um den Fortbestand einer deutschen Dirigiertradition fürchteten.

Ein respektables Treuebekenntnis ist es, wenn die Deutsche Grammophon nun zum 60. Geburtstag des Dirigenten am 1. April eine Box herausbringt mit sämtlichen Orchesteraufnahmen. Auch, weil das Label seit fünf Jahren keinen neuen Konzert-Mitschnitt Thielemanns mehr veröffentlicht hat.

Das mag auch damit zu tun haben, dass sich Thielemann zunehmend rar macht. Jüngste Aussagen in Interviews lassen ein zunehmendes Gefühl der Befremdung dem Konzertbetrieb gegenüber erahnen, bei der Dresdner Staatskapelle, die ihn ihren Chefdirigenten nennt, leitete er in der laufenden Saison gerade einmal vier Programme. Sein

letztes für die Saison vorgesehenes Konzert in Dresden dirigierte er schon Ende Februar. Eine Asien-Tournee kam hinzu, eine Woche Osterfestspiele

in Salzburg: Ein Orchester mit ähnlich dünn gesäter Anwesenheit seines Chefs muss man erstmal finden.

Insofern tritt auch eine tragische Seite hervor, wenn die Deutsche Grammophon nun daran erinnert, wie alles begann: mit einer so zwingenden gestalterischen und handwerklichen Kraft, dass nichts unmöglich schien – wenn denn Thielemann irgendwann seine Schrulligkeiten hinter sich lassen würde. Zu denen gehörte, dass er, der sich damals dem Vorwurf politischer Rechtslastigkeit ausgesetzt sah, sein Plattendebüt zur Hälfte mit Musik Hans Pfitzners bestritt, im missionarischen Eifer weder zurückschreckend vor dem Kitsch der „Liebesmelodie“ aus der Oper „Das Herz“ noch vor der verschrobenen Ouvertüre zum „Käthchen von Heilbronn“. Aber mit welcher Sorgfalt und welcher Zeitvergessenheit hört er dann ins Vorspiel zu „Palestrina“ hinein! Mit welcher Umsicht pflegt er die kontrapunktischen Verläufe dieser Musik, mit welcher Penetranz zwingt er dem Orchester der Deutschen Oper ein Pianissimo-Spiel ab, das dennoch vor Intensität leuchtet!

Wenig anders der Eindruck bei seiner zweiten CD mit Beethovens Sinfonien Nr. 5 und 7, deren Cover Thielemann mit gewagt akkuratem Seitenscheitel zeigt. Die Grammophon wollte es wissen damals und den 36 Jahre jungen Dirigenten als Mann nicht nur für das artifizielle

Vielleicht wird
er auf lange
Sicht ein neuer
Carlos Kleiber –
nicht die schlech-
teste Aussicht

deutsche Repertoire Strauss'scher Prägung installieren, sondern auch für die gewichtige Sinfonik. Das fabelhafte Philharmonia Orchestra wurde für eine Studioproduktion eingekauft, Thielemann muss wie ein Besessener mit diesem Klangkörper gearbeitet haben. Denn lässt man all die Manierismen beiseite, die diese Beethoven-Wiedergabe zeigt – die plumpfüßig durchgehaltenen Akkorde, die zur Schwerfälligkeit tendierenden Tempi (das Fanfarenthema, das den letzten Satz der fünften Sinfonie einleitet, tritt hier als blechstarrendes Schlussmonster auf) –, so bleibt ein Dokument frappierenden handwerklichen Könnens. Kein Takt, bei dem nicht deutlich wäre, was Thielemann mit ihm vorhat, keine Phrase, die nicht sorgfältig zu Ende geführt wäre, kein Klang, der wackeln würde, weil er nicht stabil austariert wäre.

Radikal wirkt dabei Thielemanns Vorgehen, den Klang als eigentlichen Ausgangspunkt seiner Arbeit zu nehmen und nicht den Notentext. Und weil er direkt von den orchestralen Begebenheiten ausgeht und es für ihn zugleich musikalisch so viel zu formulieren gibt, sind die Tempi zurückhaltend, als wäre Thielemann hier schon bedeutend älter.

Er wurde damals schon für diesen Beethoven belächelt, der sich mit durchgestrecktem Kreuz gegen die Welle der historischen Aufführungspraxis stellte. Mittlerweile würde man sich einen Dirigenten dieses Alters wünschen, der so akribisch und hingebungsvoll in die Musik hineinhört. Im gleichen Aufwasch wurde damals, 1996, die zweite Sinfonie von Robert Schumann produziert, und wie Thielemann den Stimmengängen in der langsamen Einleitung folgt, wie er sich in den innerlichen Gesang des langsamen Satzes versenkt, da staunt man erneut und denkt: Ihm stand alles offen! Auch die Platte mit Wagner-Vorspielen, für die er 1997 mit dem Philadelphia Orchestra zusammengebracht wurde, belegt, dass

Thielemann ein Mann vor allem der leisen und zarten Töne ist. Die dezenten Gesanglichkeit, mit der das enorm klangschön auftretende Orchester hier das „Tristan“-Vorspiel wiedergibt, lässt an die Abgeklärtheit denken, mit der Daniel Barenboim vor einem Jahr in Berlin den „Tristan“ dirigierte.

Zugleich strahlen Thielemanns frühe Aufnahmen eine Kontrolliertheit aus, die frösteln lassen kann. Ein wenig davon ablegen – und der Weg zum ganz Großen sollte frei sein. So einfach aber ist das nicht. Thielemann war sich früh einer wenig entspannten, wie er selbst sagte: „hysterischen“ Seite seines Naturells bewusst. Versuche, die Sache entspannter anzugehen, können bis heute ins Gegenteil des zu Laxen ausschlagen. Das zeigen auch die Brahms-Aufnahmen mit der Dresdner Staatskapelle immer wieder: Freiheit im Klang geht dort (live) nur auf Kosten von Genauigkeit. Der „hysterische“ Thielemann der 90er-Jahre hätte das wohl kaum durchgehen lassen. Das ändert gleichwohl wenig daran, dass besonders die vier Sinfonien von einer Zartheit im Ton gekennzeichnet sind und einer Sensibilität in der Gliederung, die diese Mitschnitte zu den schönsten der jüngeren Zeit machen.

Bleiben wird auch das lupenscharf dirigierte „Heldenleben“ mit den Wiener Philharmonikern. Weniger bleiben wird von der Zeit bei den Münchner Philharmonikern, einem Orchester, das in seiner körperreichen Wucht nicht so recht zum filigranen Stil des Dirigenten zu passen scheint. Das ratlos musizierte Mozart-Requiem nimmt man als Ausweis von Thielemanns stilistischer Eingrenzung, die erste Sinfonie von Brahms hört man lieber mit der Staatskapelle.

Heute steht Thielemann als seltsam unfertiger Dirigent da: gefangen in einem Repertoire zwischen Brahms, Wagner und Strauss, hinsichtlich erreichbarer Posten vermutlich auf dem Zenit seiner Karriere, was seine Teamfähigkeit angeht ausgestattet mit einem zweifelhaften Ruf. Nahezu alles, was

Thielemann bei seinen Auftritten so dirigiert, ist in der Grammophon-Box enthalten. Was könnte noch kommen? Mahler? Lieber nicht, nachdem seine dritte Sinfonie im vergangenen Jahr gezeigt hat, dass er nach wie vor keinen Draht zu diesem Komponisten gefunden hat. Bruckner? Sibelius? Sicherlich. Und sonst? Vielleicht wird er auf lange Sicht ein neuer Carlos Kleiber – auch nicht die schlechteste Aussicht: Wenn der Kühlschrank leer ist, wird man ihn auf dem Podium sehen mit den immer gleichen Stücken. Man darf dann gewiss sein: Er wird glänzen. Und man wird ein bisschen traurig sein beim Gedanken, wie einst alles begann. ■

CD-Box

Christian Thielemann – The Orchestral Recordings on Deutsche Grammophon; m. Maurizio Pollini, Lisa Batiashvili, Alice Sara Ott, Philharmonia Orchestra, Orchester der Deutschen Oper Berlin, Wiener Philharmoniker, Münchner Philharmoniker, Staatskapelle Dresden, Christian Thielemann; Deutsche Grammophon (21 CDs)

